

Für-einander-Sein. Die Dynamik der Christugemeinschaft

Vortrag beim Treffen Geistlicher Gemeinschaften in Deutschland (TGG), Kloster Triefenstein, 16.11.2011

Verehrte Schwestern und Brüder,

Ihre Tagung steht unter dem Thema „Für-einander-Sein. Den Einzelnen in der Gemeinschaft vergewissern, fördern und begleiten“. Zwei anregende Fragestellungen hat mir der Vorbereitungskreis mitgegeben: Wie entfaltet sich Individualität und die jeweilige geistliche Gemeinschaft jeweils für sich und in ihrem Gegenüber? Und: Was bedeutet christuszentriert zu leben und auf Christus hin zu wachsen als Einzelner, als Gemeinschaft und im Dienst für die Welt?

Christus, die Einzelnen und die Gemeinschaft – ein großes Thema, zu dem ich Ihnen heute nur einige Anregungen und Impulse geben kann, um Ihnen an der einen oder anderen Stelle einen anderen Blickwinkel als gewohnt anzubieten. Ich habe dazu einige zentrale Denkfiguren aus der Geschichte der noch ungetrennten abendländischen Kirche ausgewählt, meist aus dem Umfeld derer, denen christliche Gemeinschaft besonders am Herzen lag: den Orden. Diese Figuren sind: Koinonia, Stabilitas, Kommunion, sowie Armut, Keuschheit und Gehorsam. Inspiriert hat mich besonders ein Buch des Kapuziners Anton Rotzetter über „Spirituelle Lebenskultur für das dritte Jahrtausend“. Sie bekommen nachher eine thesenartige Zusammenfassung auf einem Doppelblatt, auf dem auch Bibelstellen und Literaturhinweise zu finden sind. Meinen Vortrag habe ich überschrieben mit „Für-einander-Sein. Die Dynamik der Christugemeinschaft“.

1. Gottes Sein selbst ist eine dreifaltige Pro-Existenz.

Dazu einige Schlaglichter:

- Ich bin, sagt Gott Mose am Dornbusch, ich bin „Ich-bin-da“ (2.Mose 3,14), und aus dem Zusammenhang wird deutlich, dass er meint: Ich bin „Ich-bin-FÜR-EUCH-da“. Gott ist nicht FÜR SICH irgendetwas, der unbewegte Beweger etwa, der in sich ruht. Er ist FÜR SEIN VOLK, und doch ist er kein Stammes- oder Nationalgott, sondern einer, der den Schalom des ganzen Erdkreises will und aufrichtet.
- Wir Christen bekennen Gott als bereits in sich in inniger Bezogenheit dreifaltig lebend, der diese Bezogenheit ausdehnt auf etwas, das außer ihm ist: seine Schöpfung.
- Von der jüdischen Kabbala können wir lernen: Als Gott etwas erschaffen wollte, das nicht er selbst war, um mit ihm in Beziehung zu treten, musste er sich zuerst klein machen, Platz machen für diese Schöpfung. Die Kabbalisten nennen diese Selbstrücknahme Gottes „Zimzum“, Kontraktion.
- Das Johannesevangelium beschreibt die Sendung des Sohnes als innergöttliche Kommunikation, bei der sich der Vater und der Sohn gegenseitig Ehre erweisen (Joh. 8,49.50.54). Die Sendung des Sohnes geschieht mit der Absicht, in dieses gegenseitige Für-einander-Sein auch die Menschen einzubeziehen (Joh. 5,23 u.ö.) und am Ende die gesamte Schöpfung, „auf dass Gott sei alles in allem“ (1.Kor. 15,28).
- Gott der Heilige Geist ist es, der dieses Miteinander und Füreinander schöpferisch ins Wesen ruft. Bereits die Schöpfung im Anfang wird nach dem biblischen Zeugnis durch Gottes Geist vollzogen, der dem Ungestalteten Gestalt verleiht (1.Mose 1,2), das Beziehungslose in Beziehungen bringt und dabei eine Ganzheit erschafft, deren Vollkommenheit des „Es war sehr gut“ gerade in der Unterschiedenheit liegt und nicht in einer totalitären Zwangseinheitlichkeit. Nach Augustinus ist er das „Band der Liebe“, der, der Unterschiede und Gegensätze zur Gemeinschaft wendet.
- Entsprechend beschreibt die Apostelgeschichte auch die Urgemeinde als eine Gemeinschaft der Unterschiedlichen, die von Gottes Geist zur nicht-totalitären Gemeinschaft gewendet wird. Die altkirchliche Pfingstantiphon spricht von der „Mannigfaltigkeit der Zungen“.

Gottes Sein selbst ist also ein Für-einander-Sein, und diese Pro-Existenz Gottes bewirkt notwendig eine grenzüberschreitende nicht-totalitäre Erweiterung der innergöttlichen Gemeinschaft.

2. Christlicher Glaube ist von Anfang an ein Leben in Gemeinschaft. KOINONIA

Christliches Leben ist nach dem Neuen Testament grundsätzlich gemeinschaftliches Leben. Es entspricht dem gemeinschaftlichen Leben der göttlichen Dreieinigkeit. Deren innerstes Wesen ist Liebe und der unbedingte Wille zur Gemeinschaft, die die Grenzen der Göttlichkeit radikal überschreiten und die ganze Welt durchdringen will. Der Glaube verdankt sich dieser göttlichen Liebesgemeinschaft und ist deshalb seinem Wesen nach selbst Gemeinschaft: Gemeinschaft des Menschen mit Gott und mit Christus, dadurch aber auch mit allen Glaubenden. Dafür stehen entsprechend die Begriffe Kindschaft, Bruderschaft, Geschwisterschaft. Zugleich lässt dieser Glaube den Menschen wahrnehmen, „dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen“, wie Martin Luther es unübertroffen formuliert hat, und versetzt ihn in die *Hoffnungsgeschwisterschaft* der gesamten Schöpfung, die sich nach der Vollendung der Erlösung sehnt (Römer 8,19-23).

Das Neue Testament verwendet für Gemeinschaft den griechischen Begriff *koinonia*. Im 4. Jahrhundert hat Pachomius diesen Begriff aufgenommen und die von ihm gegründete erste Ordensgemeinschaft der Kirchengeschichte als „heilige Koinonia“ bezeichnet. Doch es lässt sich ganz grundsätzlich sagen: Christliches Leben ist ohne gemeinschaftliche Struktur nicht möglich. Entsprechend hat die Kirche einen zentralen Platz in den altkirchlichen Bekenntnissen. Sie ist nicht nur die Gestalt religiöser Selbstorganisation, sondern Gegenstand des Glaubens: Und das nicht nur in der Gestalt eines Glaubens an den Heiligen Geist, zu dem auch gehört, dass es eine heilige Kirche als sein Geschöpf gibt, sondern – im Nizäno-Konstantinopolitanum ganz deutlich: Wir glauben AN die Kirche (Πιστεύομεν... Εἰς μίαν, ἁγίαν, Καθολικὴν καὶ Ἀποστολικὴν Ἐκκλησίαν). Uns Evangelischen sollte bewusst sein, dass dies nicht auf eine vorfindliche Kirchengestalt bezogen werden darf. Vielleicht schließt das bereits eine Vorsicht ein gegenüber der Verwendung des Prädikates „heilig“ auf die Gemeinschaft des Pachomius. Vielleicht wäre das aber auch protestantische Pingeligkeit. Doch eines scheint mir unabweislich: So wahr Gott ein Gemeinschaftswesen ist und auf Gemeinschaft mit seinen Menschen aus ist, muss der Glaube an ihn eben diese Gemeinschaft einschließen: Wir glauben AN die Kirche. Sonst wäre es nicht der Glaube an diesen Gott der Gemeinschaft.

Das andere gebräuchlichste Bekenntnis der westlichen Kirche, das Apostolikum, sagt uns, dass die geglaubte Kirche eine „communio sanctorum“ sei. Was bedeutet das? *Communio* ist das lateinische Wort für *koinonia*. Ökumenisch anerkannt ist inzwischen, dass *communio sanctorum* an erster Stelle die Gemeinschaft AN DEN HEILIGEN DINGEN meint, also die Gemeinschaft an Wort und Sakrament, und erst dem untergeordnet bedeutet es die Gemeinschaft DER Heiligen, also der so zu bezeichnenden Menschen und die Gemeinschaft MIT den Heiligen, also den bereits Gestorbenen und Vollendeten. Christliche Gemeinschaft besteht demnach nicht als freier Zusammenschluss von einzelnen Gläubigen wie in einer Genossenschaft, aber auch nicht als von oben hierarchisch durchgesetzte Gemeinschaft, sondern als Teilhabe an dem, was die Gemeinschaft überhaupt erst stiftet. Diese Teilhabe ist nach reformatorischem Verständnis der Glaube selbst. Er bewirkt nicht nur die lebendige Gemeinschaft mit Gott, sondern zugleich immer auch die Eingliederung in den Leib Christi.

Christliche Geschwisterschaft ist uns immer etwas Vorgegebenes, in dem wir uns als Glaubende schon von Anfang an vorfinden. Es ist ein weit verbreiteter Irrtum zu meinen, dass die Rede von Brüdern und Schwestern in der Kirche sich etwa bei Interessens- bzw.

Machtkonflikten verbiete. Schon oft habe ich gehört: „So jemand nenne ich doch nicht Bruder (bzw. Schwester)!“ Doch, sage ich immer wieder: gerade auch „so jemand“! Unsere liturgischen Gebete sagen es zu Recht: „Durch Christus, unsern *Bruder* und Herrn“ sind wir untereinander Schwestern und Brüdern. Im Unterschied zu FreundInnen kann ich mir meine Geschwister nicht aussuchen und kann mich auch bei belastenden Auseinandersetzungen nicht von dieser Zusammengehörigkeit distanzieren. Gerade wo Interessen- bzw. Machtkonflikte zwischen uns stehen, ist es wichtig, uns gegenseitig, besonders die an dieser Stelle Mächtigeren, an die unauflösliche Verbundenheit in Christus zu erinnern. Es gibt neben der Sachebene und der Beziehungsebene auch die unverfügbare geistliche Beziehungsebene. Geschwister sind wir nicht nur, wenn's nett ist, sondern auch, wenn es heftig zur Sache geht!

88
Mt 23, 8!

Ich bin mir sicher, dass Sie wissen, wovon ich spreche. Mein franziskanischer Freund sagt oft: Ich kann mir meine Brüder nicht schnitzen; ich muss die nehmen, die ich habe! Ja, Mitgeschwister und Leitende in einer kommunitären Gemeinschaft können durchaus zur schieren Zumutung werden. Nicht so sehr beim (heutzutage oft) lange überlegten Eintritt. Aber vielleicht schon beim nächsten Neuzugang oder der Oberenwahl. Eine starke personelle und strukturelle Dynamik ist für Orden und Kommunitäten typisch. Gleichzeitig sind sie bewusst geprägt von einem hohen Grad von geistlich begründeter Verbindlichkeit. Diese Kombination ist der Grund, warum ich überzeugt bin, dass sie die innere Dynamik der Kirche weitaus präziser darstellen können als etwa die Familie oder die örtliche Gemeinde dazu in der Lage ist. Die Kommunitäten sind deshalb für die Kirche ein unverzichtbarer Ausdruck der Nachfolge, in die sie als ganze gerufen ist.

3. Die Gemeinschaft des Glaubens verlangt nach Beständigkeit. STABILITAS

Die Regel des Benedikt von Nursia verstehe ich auf dem Hintergrund des geschilderten Zusammenhangs als etwas, das sich als geistlicher Wegweiser auch über das monastisch-klösterliche Leben hinaus begreifen lässt. Benedikt hat von der Gemeinschaft des Glaubens her gedacht und gelebt. Wenn er über die Mönche sagtⁱⁱ: „Christus sollen sie gar nichts vorziehen, der uns alle zusammen zum ewigen Leben führen möge“, dann ist damit auch gemeint: Der *Gemeinschaft* in Christus ist nichts Anderes vorzuziehen. Mit dem Geschenk der Christusgemeinschaft unmittelbar verbunden ist die Aufforderung, diese Wirklichkeit auch uneingeschränkt gelten zu lassen. Von der Taufe her *sind* wir schon Schwester oder Bruder in der Gemeinschaft der Glaubenden, und in aller Gebrochenheit der Welt sollen wir es immer mehr *werden*.

Entsprechend ist für Benedikt der erste und wichtigste Teil der Professverpflichtung die Beständigkeit, lateinisch *stabilitas*. Alles hängt am Versprechen, beieinander zu bleiben in der konkreten Klostersgemeinschaft vor Ort. Die Beständigkeit ist in erster Linie *personal* gedacht als *stabilitas in congregatione*, und erst dann auch auf den gemeinsamen Ort bezogen als *stabilitas loci*ⁱⁱⁱ.

Von Benedikt können wir lernen, dass Beständigkeit und Treue zur Gemeinschaft in Christus gehört, dass sie ein menschliches Gleichnis, ein Widerschein sein soll für die Unverbrüchlichkeit und unbedingte Verlässlichkeit der Gemeinschaft Gottes mit den Menschen, die er in der Menschwerdung Christi, in seinem Tod und seiner Auferweckung „ein für allemal“ erwiesen hat, und die sich im kommenden Reich Gottes in vollendeter Gestalt enthüllen wird: „Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott mit ihnen, wird ihr Gott sein“ (Off. 21,3). Diese Treue Gottes wird in der Taufe zugesagt und im Herrenmahl immer neu bestätigt. Ihr können wir nur entsprechen, wenn wir „festhalten an der Gemeinschaft“, wie es die Apostelgeschichte von der Urgemeinde sagt (Apg. 2,42). An diesem neutestamentlichen Gemeindemodell der verbindlichen geschwisterlichen Gemeinschaft ist die Benediktregel orientiert.

Festhalten an der Gemeinschaft – eine Herausforderung, die Benedikt für seine Zeit der alles umwälzenden Bewegung der Völkerwanderung neu aufnimmt, nicht als reaktionäres Klammern am Überkommenen, sondern als Ausgreifen nach und Ausrichten an jener ganz anderen Zusammengehörigkeit, die über Stammesloyalitäten und ethnische Gegensätze hinausweist ins obere, himmlische Jerusalem, die Stadt auf dem Berge, die Stadt des Friedens. So hat er das christliche Kloster konzipiert: als einen festen Ort exemplarischen Für-einander-Seins mitten in einer Welt des Gegeneinander und der territorialen Verdrängung.

Festhalten an der Gemeinschaft, *stabilitas*, Beständigkeit, das „Bleibet im mir“ Jesu aus dem Johannesevangelium – was bedeutet das *für uns*? Dieser elementaren Anfrage christlicher Spiritualität begegnen wir in tausend Konkretionen und den unterschiedlichen Dimensionen der Nachfolge, vor allem, wenn es kritisch wird, und es gibt darauf keine Patentantworten. Und nicht immer gibt es eine überzeugende Lösung. Manchmal bleibt nur das Aushalten einer unüberbrückbaren Spannung. Auch und gerade das ist eine geistliche Haltung. Ich deute einmal wenigstens an:

- Was bedeutet die *stabilitas* etwa in einer Kommunität, wenn alle miteinander sich bis zur Erschöpfung im Hamsterrad drehen, um den geistlich begründeten Anspruch oder die materielle Absicherung irgendwie noch zu gewährleisten?
- Wie ist es in meiner Gemeinde, oder vielleicht gar in meiner Kirche, in der ich eigentlich längst keine heimatlichen Gefühle mehr entwickeln kann, und zu der ich mich eigentlich nur noch halte, weil es keine überzeugende Alternative gibt?
- Wo sehe ich persönlich meinen, wo sehen wir als Gemeinschaft eigentlich unseren Platz in der unmittelbaren Nachbarschaft, aber auch in den Belangen unserer gesellschaftlichen Wirklichkeit, was bedeutet es da, festzuhalten an der Gemeinschaft, eine Pro-Existenz zu leben?
- Und – bei all dem nicht zu vergessen und manchmal tragisch übersehen: Wie lebe ich Treue zu mir selbst? Fällt es mir schwer, der zu sein, der ich geworden bin? Tendiere ich dazu, mich zu überfordern, mir innere Gewalt anzutun oder mich gehen zu lassen?

Für-einander-Sein ist eine Frage der Verlässlichkeit und Treue. Was uns in der Taufe zugesprochen ist, darauf sollen wir auch ansprechbar sein. Und wenn uns die Hoffnung auf Gottes Zukunft geschenkt ist, sollen wir ihr erlauben, in hoffnungsvollen Taten schon jetzt aufzuscheinen, auch wie bei Benedikt als kontrastierendes Gegenbild zu einer zersplitternden und hoffnungsarmen Gesellschaft.

Doch solche Stabilität in der Orientierung an der Christus-Koinonia für sich allein wäre problematisch. Der Gestus des Festhaltens an der Gemeinschaft könnte sonst zur Verkrampfung führen und zwanghaft werden. Das wäre jedoch auch ein fundamentales geistliches Missverständnis. Es geht ja um eine Gemeinschaft, die nicht durch uns selbst zustande gekommen ist, und sie wird auch durch uns nicht gewährleistet. Und wir leben im Graubereich der Vorläufigkeit, des Noch-nicht. „Wir sind Gottes Kinder, aber es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden.“ (1.Joh. 3,2) Wir sind es, aber nicht eindeutig identifizierbar, wir sind es nur *außer uns* in Christus, in der ekstatischen Existenz. „Lass mein Herz überwärts wie ein Adler schweben und in dir nur leben“^{iv}, dichtet Tersteegen. Auch das gilt nicht nur für die Einzelnen, sondern auch für alle Koinonia-Gestalten. Das Paradoxe an der christlichen Gemeinschaft ist, dass sie nur festgehalten werden kann, indem wir uns selbst und die Gemeinschaft innerlich loslassen. So, wie Gott in Christus sich selbst losgelassen hat und sich uns beständig ausliefert.

4. Für-einander-Sein ist das Wagnis der leeren Hände

KOMMUNION

Communio sanctorum ist also zunächst Teilhabe an den heiligen wirkkräftigen Zeichen der Gemeinschaft Gottes mit uns. Liturgisch meint *Kommunion* jenen Ritus, bei dem wir mit leeren, offenen Händen zum Altar kommen und uns Brot und Kelch reichen lassen mit den Worten: „Christi Leib, für dich gegeben. Christi Blut, für dich vergossen.“ Wir partizipieren an der Pro-Existenz Christi, wir empfangen ihn, der für uns da ist, nein: nicht *unseren* Gott als Vereinnahmung, aber den Gott-für-uns, Immanuel.

Und dann heißt es: „Ihr seid nun, was ihr empfangen habt: der Leib Christi.“ Das bedeutet doch auch: Wir, die wir unsere „Herzen zum Herrn erhoben“ haben, die wir mit leeren, empfänglichen Händen gekommen sind und überreich beschenkt wurden, sollen mit unserem Leben zum Gleichnis für diese Selbstausteilung Christi im Heiligen Geist werden. Sollen uns hingeben, wie wir empfangen haben. Gottes Dienst an uns will nicht nur angenommen und aufgenommen werden, sondern will weiterwirken und erneut Gestalt werden in unserem vernünftigen Gottesdienst im Alltag der Welt, indem wir unsere Leiber hingeben zu einem lebendigen Opfer, das Gott wohlgefällt (Röm. 12,1f). Für-einander-Sein geschieht, wenn wir uns in den Strom der Bewegung Gottes zur Welt einbeziehen lassen, wenn wir uns davon erreichen lassen und ihn nicht hindern, weiterzufließen. Und so kommt zur Stabilität die *Dynamik der Fließbewegung* notwendig hinzu. Sie verlangt von uns das Wagnis der leeren Hände.

Steht Benedikt für die Stabilität der Pro-Existenz, so stehen die Heiligen des 12. und 13. Jahrhunderts für die MOBILITÄT, Menschen wie Franz von Assisi oder Elisabeth von Thüringen oder Mechthild von Magdeburg, die ihren festen STAND verlassen und sich gleichsam ins „fließende Licht der Gottheit“ (Mechthild) gestellt haben. Bei Franziskus ist es der wandernde Gottessohn, in dessen Spur und Dynamik er sich pilgernd hineinbegibt mit der „Vision von der geschwisterlich verbundenen Schöpfung“^v. Die Verlässlichkeit der Gemeinschaft zeigt sich auf dem Weg, auf den er seine Brüder in der Regel zu zweit sendet. „Es muss immer jemand da sein, dem man seine Not offenbaren kann wie ein Kind seiner Mutter“^{vi}...). Die Beziehungen sollen also geprägt sein von emotionaler Nähe, von Mütterlichkeit, von kindlichem Vertrauen, von Fürsorglichkeit, von gegenseitigem ‚liebendem Gehorsam‘^{vii}. Leitungssämter werden nur auf Zeit vergeben, damit niemand auf die mütterliche oder kindliche Rolle festgelegt wird. Doch auch in der franziskanischen Spiritualität steht alles im Dienst der Beziehung zu Gott in Christus, der „mein Gott und Alles“ ist (deus meus et omnia), nicht nur MEIN Alles, sondern der, der über jede menschliche Inanspruchnahme hinaus transzendent und „über alles beherrschend ist in Ewigkeit“.

Die leeren Hände sind vielleicht ein besonderes Kennzeichen des Für-einander-Seins im franziskanischen Sinn, weil sie bei Franziskus besonders signifikant sind: nicht nur für den Empfang des Abendmahles, das er immer besonders heilig gehalten hat, sondern auch für das Loslassen des Besitzes seines Vaters, für die Umarmung des Aussätzigen, und für das radikal ausgesetzte Leben als Bettler. Letzteres hat Martin Luther an ihm kritisiert als fromm daher kommende Werkgerechtigkeit. Doch hat Franziskus dies als zeichenhafte Nachfolge gelebt, die trotz allem den gelegentlichen bewussten Genuss etwa des köstlichen Gebäcks von „Bruder Jacoba“ ganz undogmatisch einschließen konnte. Die leeren Hände im Gebet zum Himmel erhoben, empfing er dann bei der Stigmatisierung an ihnen die Zeichen des auferstandenen Gekreuzigten, dessen Bild er sich lebenslang vom Evangelium „vor Augen malen“ ließ.

Worin liegt nun die Herausforderung dieses Wagnisses der leeren Hände im Blick auf das Für-einander-Sein? Von Franziskus her nenne ich vier Andeutungen:

1. Wir sollten einander die sorgende „Mutter“ und das empfangende „Kind“ nicht als feste Rollen zuschreiben, sondern sie in einer situativ klaren und dennoch wechselnden Bewegung halten.
2. Wir sollten uns zu denen, denen unsere Fürsorge gilt, nicht hoch zu Ross sitzend gnädig herabneigen wie die Herren zu Franziskus' Zeiten es taten, sondern ihnen auf Augenhöhe begegnen, wie er es praktizierte.
3. Wir sollten uns trauen, schützendes Terrain zu verlassen und als Fremdlinge „ohne bleibende Stadt“ (Hebr. 13,14) zu leben – in unserem Besitz, in dem, was wir aufgebaut haben, in unseren Vorstellungen und Einstellungen und uns nach Dietrich Bonhoeffers Wort „mitten in der Diesseitigkeit der Welt Gott in die Arme werfen“.
4. Und wir sollten nicht vergessen, dass wir auch in der Pro-Existenz stets fehlbare Menschen und nicht Gott sind, und Mut zum Versagen und zur Lücke fassen.

(5.) Zuletzt: Das Wachsen und Reifen in der Gemeinschaft erfordert Achtsamkeit.

ARMUT, KEUSCHHEIT UND GEHORSAM

Anton Rotzetter bringt das gemeinsame Zeugnis von Benedikt und Franziskus auf den Begriff der Demut, lateinisch *humilitas*, abgeleitet vom *humus*, dem Erdboden, dem sich Gott in der Menschwerdung endgültig verbunden hat, und der „auch heute noch der Ort [ist], an dem sich der geistliche Mensch anzusiedeln hat.“^{viii} Gott der Sohn kam auf die Erde, und auch sein geistlicher Leib, in den wir durch die Taufe inkorporiert wurden, hat diese Erdenbindung mit seiner Auferstehung nicht abgelegt. Zu ihm als dem Haupt hin sollen wir wachsen, damit der ganze Leib aufbaut und vollendet werde in Liebe (Eph. 4,15f). Liebendes Für-einander-Sein ist wohl der Abglanz des Himmels, das entstehende Bauwerk des Leibes Christi besteht jedoch stets aus einfachen irdenen Baustoffen, denen Gott seinen Odem einhaucht. Zu Christus hin wächst es sich nicht in die Höhe. Dorthin sollen wir nur unser Herz erheben. Ansonsten sollen wir mit beiden Beinen auf dem Boden bleiben.

Wie vollzieht sich das Wachsen auf Christus hin in seiner *koinonia*? Wie streckt es sich nach der Vollkommenheit aus in aller Unvollkommenheit?

Hier möchte ich wieder eine Figur aus der Ordensgeschichte ins Spiel bringen, und zwar die von den drei sogenannten „*Evangelischen Räten*“ Armut, Keuschheit und Gehorsam. Ich verstehe sie über ihre spezifisch klösterliche Ausprägung hinaus als fundamentale Kristallisationspunkte christlicher Nachfolge, an denen sich Leben aus der Taufe im Horizont des kommenden Reiches Gottes zu bewähren hat. Werden sie auf diesen innersten Lebensnerv der Kirche bezogen, dann können sie, unbeschadet der in Ordensregeln vorgesehenen Konkretionen, menschliche Grunddimensionen aufzeigen, in denen jede Form von Gemeinschaftlichkeit in der Kirche ihren Reichtum, ihre Herausforderungen und Gefährdungen erkennen wird, als Grunddimensionen christlicher Gemeinschaft.^{ix} Ähnlich hatte Martin Luther in seiner frühen Psalmenvorlesung von 1513-1516 von den Räten als „Modelle für das christliche Leben allgemein“ gesprochen^x.

So können Armut, Keuschheit und Gehorsam als *Haltungen der Achtsamkeit* aufgefasst werden, die konkretisieren, was es heißt, der Gemeinschaft in Christus nichts vorzuziehen, damit der Leib aufbaut werden kann. Dies soll so geschehen, dass die Einzelnen und das Ganze aufeinander bezogen bleiben in evangelischer Freiheit und katholischer Bindung – etwa im Sinne der Doppelthese Luthers: „Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.“^{xi} Man kann deshalb paradox von umfassenden „Geboten der Freiheit“ sprechen oder von Axiomen einer in der Taufe begründeten elementaren *koinonia-Ethik*.

Die Achtsamkeit der ARMUT entspringt der Glaubenserfahrung, dass Christus arm wurde um unseretwillen (2.Kor. 8,9) und in ihm alle gleich sind (Gal. 3,28). Alles Haben ist deshalb vorläufig „als hätten wir es nicht“ (1.Kor. 7,29-31), und Bedürftigkeit darf einen Menschen nicht hindern, auch ein Empfangender zu sein. Kein Glied Christi soll bevorzugt oder benachteiligt werden. Wichtige Stichworte sind gerechter Ausgleich zwischen Gegensätzen zugunsten der „schwächeren, weniger ehrbaren und vorzeigbaren“ Glieder (1.Kor. 12,22-25) und Intervention gegen jede Form von Knechtschaft.

Weil Gott jedem Menschen in seiner Unverwechselbarkeit begegnet und, wie Jesus sagt, sogar „auch eure Haare auf dem Haupt alle gezählt sind“ (Mt. 10,30), zeigt sich die Haltung der KEUSCHHEIT im Achtgeben auf das je Unverwechselbare und Eigentümliche in der geschöpflichen Vielfalt und im Bewahren dieser Buntheit vor Vergleichgültigung. Keuschheit widersetzt sich allem, was die besonderen Gaben von Einzelnen und Kollektiven missachtet und deren besondere Grenzen, ihre Identität, Individualität und Intimität verletzt oder sie durch Gleichschaltung in ihrer Entfaltung behindert. Es geht ihr um die versöhnte Verschiedenheit der Geschöpfe zum Lob Gottes. Ganz konkret: Andere Menschen im Gespräch nie zu Wort kommen lassen, sie von sich durch übermäßige „Hilfe“ abhängig machen, sich über ihre persönlichen Besonderheiten lustig machen, aber ebenso ein respektloser Umgang mit der Umwelt - all das zeigt, dass hier eine spezifische Achtsamkeit zu kurz kommt, die Keuschheit genannt zu werden verdient.

Die Haltung des GEHORSAMS ist gleichsam die Achtsamkeit der Geistesgegenwart, des Hörens, der Bereitschaft zum Lernen und zur Selbstkorrektur. Weil der Mensch im Glauben zuerst ein hörendes Wesen ist, das sich ansprechen, konfrontieren, korrigieren, vergewissern und trösten lässt, achtet die Gehorsamshaltung darauf, dass die ausgleichenden und die bewahrenden Kräfte der Armut und Keuschheit in einem konstruktiven Prozess von Streit und Übereinstimmung miteinander versöhnt werden und durch gemeinsames Ringen im Hören auf das Evangelium Wachstum auf das Reich des Friedens und der Geschwisterlichkeit hin möglich wird.

Bei den Evangelischen Räten in diesem weiten Verständnis geht es also über die spezifisch klösterlichen Fragen hinaus, wenn man so will, immer „ums Ganze“, nämlich darum, alles im Horizont des kommenden Reiches Gottes zu sehen, eine Haltung, die die beiden Theologen Blumhardt in der Dialektik von „Warten und Pressieren“ gelebt und weitergegeben haben^{xii}. „Warten“, weil wir im Glauben leben und noch nicht im Schauen, und „Pressieren“, weil wir nicht auf das Ende, sondern auf die Vollendung der Erlösung für uns und die ganze Schöpfung warten. Beides zusammen macht die angemessene Haltung der Braut Christi aus, die Philipp Nicolai so treffend beschrieben hat: „Deiner wart ich mit Verlangen“. Das ist zugleich ein Warten mit viel Potenzial zum einander AUFWARTEN.

Doch alles beginnt mit der Aufmerksamkeit. Aufmerksam sein auf Christus hin, ungeteilt, und gleichzeitig – nur scheinbar paradox! – aufmerksam sein auf die Wirklichkeit, ohne Scheuklappen. Sich von Gottes Wendung zum Erdboden hin die Wahrnehmung schärfen lassen. Achtsam bleiben im Horizont der Zukunft Gottes. Auf Christus bräutlich-ungeduldig warten und gleichzeitig der Gemeinschaft, in die er uns vielfältig stellt, die Treue halten. Der Schwester, dem Bruder in einer förderlichen Weise aufwarten.

Vielen Dank für Ihre *Aufmerksamkeit*.

Klaus Hägele Gierkeplatz 4, 10585 Berlin klaus-haegle@gmx.de www.klaushaegle.de
--

¹ Werner Elert, Die Herkunft der Formel *Sanctorum Communio*, in: *Theol. Literaturzeitung* 10 (1949), 577-586; vgl. auch W. Kasper, Kirchengemeinschaft als ökumenischer Leitbegriff, Vortrag zum 100jährigen Bestehen der „Theologischen Revue“ in der Aula des Schlosses Münster am 1.2.2002, 2-4, in: Westfälische Wilhelms-Universität Münster, Katholisch-Theologische Fakultät, 100 Jahre Theologische Revue - URL: <http://ivv7srv15.uni-muenster.de/theolrevue/jubilaeum1.htm> – thrvkasperkirchengemeinschaft.pdf

² RB 72,11f

³ RB 4,78 und 58,9.14f

⁴ Gerhard Tersteegen, EG 165,7

⁵ Anton Rotzetter OFMcap, *Spirituelle Lebenskultur für das dritte Jahrtausend*, Freiburg 2000, 72

⁶ Nicht bullierte Regel 9,10-12

⁷ Rotzetter, 76

⁸ A.a.O., 82

⁹ Vgl. dazu meinen Aufsatz: Der Gemeinschaft in Christus nichts vorziehen. Zur gesamtkirchlichen Relevanz von Ordenstradition und kommunitären Gemeinschaften, in *Theologische Quartalschrift*, 187. Jg., Heft 1/2007, S.54-76

¹⁰ Klaus Reblin, *Freund und Feind. Franziskus von Assisi im Spiegel der protestantischen Theologiegeschichte*, Göttingen 1988, S. 20f

¹¹ Von der Freiheit eines Christenmenschen, WA 7,21,1-4 (1520)

¹² Christian Buchholz, Das Reich Gottes und das Heil des Menschen. Zur Erinnerung an den 200. Geburtstag von Johann Christoph Blumhardt (16. Juli 1805), in: *Deutsches Pfarrerblatt* 105. Jg. / 7 (2005), 371: „Warten und Pressieren – Wir warten auf das Reich Gottes und wir bemühen uns gleichzeitig darum, ihm hier in unserer Welt Gestalt zu geben.“